

Christa Bruns
Eva Goslar
Gudrun Günterberg
Gabriele Heinrich
Gudrun Köhler
Désirée Warntjen

Zu Fuß über die Achterbahn

Geschichten von Zeiten und Orten

ATHENA

Alles bestens geregelt

Eva Goslar

»Die Blätter sind weg«, sagt er.

Seine Worte sind nicht für sie bestimmt. Er spricht aus dem halbgeöffneten Fenster hinaus auf die menschenleere Straße. Früh am Morgen. Sie horcht auf, hält inne beim Abräumen des Frühstücks. Zwei Teller, zwei Becher, ein Glas Honig, Butter in einer Porzellandose. Viel brauchen sie nicht mehr.

»Die Blätter sind weg.« Etwas in seiner Stimme macht sie unruhig. Sie stellt die Butter beiseite, geht zu ihm.

Früher hatte sie nicht über seine Schulter hinwegblicken können, groß und stattlich, wie er war. Heute ist sein Rücken gekrümmt, der Körper, in sich zusammengesunken, wird gestützt durch einen Stock in seiner rechten Hand.

»Was ist?«, fragt sie und legt ihre Hand auf seinen Arm.

Der Hausmeister, zuständig für ihren Wohnblock, rollt in diesem Moment die Mülltonnen an die Bordsteinkante. Große gelbe, braune und schwarze Plastikbehälter auf Rollen mit Klappdeckeln. Er arbeitet schnell und routiniert, ein tüchtiger Mann, zuständig für Ordnung und Sauberkeit.

Das alles ist festgeschrieben in einem mehrseitigen Mietvertrag, den sie auf Drängen der Kinder vor einem Jahr unterschrieben haben.

Sie erinnert sich genau an den Tag, einen ungewohnt warmen Sonntag im Oktober.

Wie immer, wenn alle zum Kaffee kamen, hatte sie in der guten Stube gedeckt, mit dem Blaublütengeschirr ihrer Mutter. Ein Blech Apfelkuchen mit Streuseln hatte sie gebacken und Sahne geschlagen. Nach dem Kuchen wurden die Enkel zum Spielen in den Garten geschickt. Für die Männer gab es einen Weinbrand und für die Frauen einen selbst angesetzten Kirschlikör.

Alles wie immer? Die Kinder waren besonders bemüht und zuvorkommend an diesem Tag.

Überschlugen sich beim Abräumen, fragten nach ihrer Gesundheit. Eifrig. Übereifrig.

Sie hatte gewusst, es würde etwas geschehen.

Der Hausmeister klappt den Deckel einer braunen Tonne zurück und schüttet aus einem blauen Plastiksack Blätter hinein.

»Ich könnte ihm doch helfen«, sagt der alte Mann, dreht sich zu ihr um und greift nach ihrer Hand.

Sie führt ihn zum Sofa.

»Das geht nicht, du weißt doch, aus versicherungstechnischen Gründen. Möchtest du die Zeitung lesen?«

Er schüttelt den Kopf.

»Du kannst Hansi frisches Wasser und Futter geben«, sie weist auf den Vogelkäfig mit gut gefüllten Näpfen.

Er schweigt.

Sie legt ein paar Äpfel und ein Messer vor ihn hin.

»Schäl mir doch die Äpfel, bitte, ich mach uns Kompott, das schmeckt immer.«

Ihre Kinder hatten den Ältesten ausgeguckt, den Beschluss zu überbringen.

»Wir haben zusammengesessen und über eure Zukunft gesprochen.« Sie wird die Rede nie vergessen. Er konnte ihr dabei nicht in die Augen sehen.

»Wir sind uns einig, dass ihr nicht mehr alleine hier im Haus leben könnt. Es ist viel zu groß für euch, dazu der riesige Garten, und überhaupt, ihr schafft das nicht mehr.

Papas Beine werden immer schwächer, dich quält die Arthrose. Ihr habt einen schönen, ruhigen Lebensabend verdient. Und wir haben das Notwendige schon für euch in die Wege geleitet.«

Das Notwendige war eine kleine Wohnung im Parterre mit Hausmeisterdiensten.

»Betreutes Wohnen nennt man das heute«, hatte ihre Tochter erklärt, »das ist natürlich etwas teurer, aber die Finanzierung wäre durch den Verkauf eures Hauses gesichert. Wir haben uns bei der Bank schon mal erkundigt.«

Jeder Einspruch war sinnlos. Auch ihr langjähriger Hausarzt befürwortete diese Lösung.

Die Kinder hatten ihnen die Last des Umzuges abgenommen.

Vieles war dabei verschwunden, passte nicht hinein in diese drei kleinen Räume. So wie das Blaublütengeschirr.

»Das brauchst du nicht mehr, wir holen euch zu uns zum Kaffeetrinken.«

Aber das wurde immer seltener. Alle haben so viel zu tun.

Zudem meinen die Kinder, sie seien hier bestens aufgehoben. Rundum betreut

Ihre Tage sind lang. Lang und eintönig. Sie sorgt sich vor allem um ihn.

Wie klein er geworden ist. So klein und so still.

Um diese Zeit hat er jeden Tag die Blätter geharkt, auf die Karre geladen und zum Kompost gefahren. Im Winter hat er die Wege vom Schnee befreit. Im Frühjahr wurden die Beete umgegraben, Kartoffeln und Bohnen gepflanzt. Der Sommer gehörte der Ernte. Seine Werkstatt im Schuppen fehlt ihm, sein kleines Reich. Dort hat er die Spaten geschliffen und die alten schweren Möbel gebeizt, die in ihrer schönen großen Diele standen.

Auch sie passten hier nicht hinein.

Mit Äpfeln ist er nicht so geübt. Die Schalen sind viel zu dick, die sich auf dem Tisch häufen.

Kleine Reste bleiben auf den Früchten zurück.

»Komm«, sagt sie und räumt die Sachen vom Tisch, »wir gehen ein wenig hinaus, frische Luft schnappen im Park.«

Später sitzen sie dort auf einer Bank. Schauen zu, wie jemand die Blätter zusammenfegt.

Tochter des Affenbrotbaums

Gudrun Günterberg

Ungeduldig trampeln die beiden Ziegen in dem engen Ferch auf der Stelle. Philippa ist heute spät dran. Sie konnte gestern nicht einschlafen, hat sich die ganze Nacht hin und her gewälzt. Ihre Großmutter hatte mal wieder so laut geschimpft. Philippa öffnet das kleine Tor und bindet einen Strick um jeden Ziegenhals. Mit einem kurzen Stock treibt sie die beiden Tiere voran, wie schon so oft. Sie hat einen weiten Weg vor sich. Ihr großer Affenbrotbaum ist über eine Stunde entfernt.

Philippa trägt das geblünte Kleid aus dünnem Baumwollstoff. Mama hatte es vom Markt mitgebracht, kurz bevor sie nach Europa ging. Inzwischen ist es Philippas Lieblingskleid. Eigentlich sollte sie zu dieser Zeit in der Schule sein, um lesen und schreiben zu lernen, gemeinsam mit den anderen Kindern Lieder zu singen oder Feste zu feiern. Früher hat Mama die Ziegen gehütet und Philippa konnte Buchstaben malen. Aber seitdem Mama nicht mehr da ist, müsse sie die Aufgabe übernehmen, hat Großmutter gesagt.

Philippa kennt den Weg zu ihrem Affenbrotbaum, dem Baobab, wie er hier im Senegal genannt wird. Er bewahrt alle ihre Geheimnisse, auch die Seelen, denkt Philippa, auch Papas Seele ist dabei. Sie ist nicht auf dem Meer geblieben, sondern wohnt hier in der Krone des Affenbrotbaums. Philippa weiß, wie wichtig dieser Baum für das Dorf ist. Aus seiner Rinde werden Körbe und Matten geflochten, die Früchte sind sauer wie Zitronen, aus den Samen wird feines Öl herausgepresst und die Blätter sind gut gegen Durchfall. Unter seiner Krone kann sie Papa ganz nahe sein, wann immer sie will. Heute ist es besonders wichtig, ihm nahe zu sein. Sie will ihm alles erzählen, dann tut es nicht mehr so weh, dann hört sie seine tiefe Stimme, die ihr so viel Schutz und Geborgenheit gibt.

Großmutter schimpft oft mit Philippa. Du bist, wie der Affenbrotbaum einst war, sagt sie, du willst auch immer mehr, bist mit nichts zufrieden. Denn einst war auch der Affenbrotbaum ein Baum wie jeder andere, aber er wollte anders sein und bat die Götter zunächst

um mehr Platz, dann um einen mächtigen Stamm, um eine weiche Rinde und samtartige Früchte. Alle Wünsche wurden von den Göttern erfüllt, aber als er dann noch um goldene Blüten bat, um sich von allen Bäumen der Savanne zu unterscheiden, wurden die Götter wütend, rissen ihn aus dem Boden und steckten ihn verkehrt herum wieder hinein. Seitdem streckt er sein bizarres Wurzelwerk in die Luft.

Ja, ich bin wie der Affenbrotbaum, denkt Philippa. Ja, ich weiß, Großmutter ist wütend auf mich. Aber ich will die Ziegen nicht mehr hüten, ich will wie mein Bruder zur Schule gehen. Philippa mag die neue Lehrerin, eine junge Frau, die seit einem Jahr in der Schule den Kindern Lesen und Rechnen beibringt. Sie erklärt aber auch andere wichtige Dinge, warum es kaum noch Arbeit gibt und die Menschen so unzufrieden sind. Wie viele Ziegen Philippa fürs Schlachten großziehen muss, damit Großmutter eine Kuh kaufen kann. Das alles will sie endlich verstehen, auch, warum Mama, ihre schöne Mama in Europa arbeiten muss, um ihnen Geld für die Blechdose schicken zu können. Aber Großmutter will von all dem nichts wissen. Sie sagt, dass nur ihr Bruder zur Schule gehen dürfe, er solle alles lernen, in Europa studieren, als Arzt zurückkommen und den Menschen des Dorfes helfen, wenn die Medizin des Affenbrotbaums nicht mehr reicht.

Philippa starrt auf den steinigen Weg, tritt hinter den Ziegen her, bis sie endlich am Affenbrotbaum ankommen. Das Mädchen lässt die Ziegen grasen, lehnt ihren Rücken an den warmen Baumstamm, einfach ruhig durchatmen, denkt sie, einfach ruhig durchatmen und die Stimmen hören. Aber sie hört nichts. Da ist nichts, gar nichts. Nur das Gefühl falsch zu sein, das sie umkreist. Philippa trommelt wütend mit ihren kleinen Fäusten gegen den Baum. Wo seid ihr denn alle? Papa! Wo bist du?

Ich muss in die Schule! Ich muss die Lehrerin fragen. Die kann das alles erklären. Es ist mir egal, ob Großmutter schimpft. Ja, es stimmt, ich bin wie der Affenbrotbaum. Ja, ich will mehr. Mein Bruder ist faul, hat keine Lust zum Lernen. Aber ich kann lernen. Ich will lernen. Ich will wissen, wo die Stimmen sind. Wo Papa ist!

Philippa schiebt die beiden Ziegen in den hohlen Baumstamm, legt ein paar Äste vor den Eingang und läuft den weiten Weg entlang des ausgetrockneten Flusses zur Schule.

Die Schule ist ein flaches rosafarbenes Gebäude mit grünen Fensterläden. Sie stehen offen und Philippa kann die Kinder hören, wie sie gemeinsam ein Lied singen. In ein paar Wochen ist im Dorf ein großes Fest. Ihr Bruder hat erzählt, dass die Kinder dann vor allen Dorfbewohnern singen dürfen. Philippa wäre so gerne dabei. Sie hockt unter dem Fenster und summt leise mit, eine schöne Melodie. Mama hat auch jeden Abend vor dem Einschlafen für sie gesungen. Ihre schöne warme Mama mit der weichen Haut. Oft ist Philippa auf ihren Schoß geklettert, wenn Mama zum Melken vor einer Ziege hockte, und hat sich ganz fest an sie geschmiegt. Manchmal sind sie beide kichernd nach hinten umgefallen. Wenn Mama sich zum Aufstehen auf Hände und Knie gestützt hat, hing Philippa noch immer unter ihrem Bauch und Mama hat gesagt, du bist mein kleines Äffchen.

Philippa will in den Schulraum laufen, der Lehrerin von dem Affenbrotbaum erzählen, von der kreisenden Leere, von ihrer Angst, von Großmutter, von den Stimmen, die nicht mehr da sind. Doch sie zögert, bleibt in ihrem Versteck. Ihr Bruder wird alles der Großmutter petzen, sagen, dass sie die Ziegen alleine gelassen hat, die beiden einzigen Ziegen. Großmutter wird wieder schimpfen, sagen, dass Philippa ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, keine Verantwortung kennt. Großmutter wird die Ziegen dem Bruder geben. Aber der muss doch lernen, Arzt werden.

Philippa bleibt für Stunden dort hocken, macht sich ganz klein, hält sich die Ohren zu. Sie will nichts mehr hören, will das Lied nicht hören, dass sie so gerne laut mitsingen würde, will die Großmutter nicht hören. Sie macht sich ganz klein, würde am liebsten verschwinden. Wie Mama. Wie Papa.

Irgendwann steht sie auf. In der Schule ist niemand mehr. Sie tritt durch das Bett des ausgetrockneten Flusses zurück zum Affenbrotbaum. Die Äste vor dem hohlen Baum sind beiseite geräumt, die Ziegen sind verschwunden. Sie weiß, ohne Ziegen darf sie nicht nach Hause kommen. Die Flughunde sausen durch die Krone des Baumes, suchen nach Blüten und Papa sagt kein Wort.

Die Sonne ist schon fast verschwunden, als Ihr Bruder vor ihr steht. Ich habe die beiden Ziegen nach Hause gebracht. Großmutter hat nichts gemerkt. Ich bin so froh, dass du wieder da bist. Ich hatte solche Angst, dass du genauso wie Mama einfach verschwindest. Philippa will ihrem Bruder so viel sagen, ihm sagen, dass sie nicht weiß, ob sie jemals Papas Stimme wieder hören wird. Ihm sagen, dass sie auch zur Schule gehen möchte, dass sie auch was lernen kann, mit ihm nach Europa will, dass er sie nicht alleine lassen darf, wie Mama, wie Papa. Aber sie klammert sich nur an ihn wie ein kleines Äffchen.

Heimat ist da, wo man verstanden wird

Gudrun Köhler

Ein Blatt ihres Kalenders fiel langsam zu Boden, als sie eine alte Zeitung aus der Kiste nahm, um das Feuer im Herd anzuzünden. Es war vom 4. März, ein gutes halbes Jahr her und doch schien alles unbegreiflich weit weg zu sein. Theda setzte sich und es gelang ihr nicht, die Flut ihrer Erinnerungen einzudämmen.

»Wenn ich nach Frankreich gehe«, dachte sie damals, »und mich dort niemand versteht, kann das doch auch nicht meine Heimat sein!« Ihre Heimat, das war das kleine Dorf, in dem sie geboren wurde, aufwuchs, zur Schule ging und heiratete. Jeder kannte jeden, Gemeinschaft, Verbundenheit, Nähe, Enge – und nie konnte sie sich etwas anderes vorstellen. Ihre Schwester war auf einem Hof in der Nachbarschaft verheiratet.

Nur einige Male war sie in ihrem Leben in der Kreisstadt gewesen. Die kurze Bahnfahrt kam ihr wie eine große Reise vor. Der Bahnhof war einige Minuten von ihrem Haus entfernt, aber seit der ersten Fahrt mit dem Zug hatte sie die Küchenuhr eine halbe Stunde vorgestellt, um niemals den Zug zu versäumen. Sie fuhr aus Freude in die Stadt, das tat keiner sonst aus dem Dorf. Geld zum Ausgeben besaß sie nicht. Es war schon schwierig, genug für die Fahrkarte zusammenzubekommen. Sie genoss diese Ausflüge, nur pünktlich zurück sein musste sie, um ihrem Mann das Abendessen auf den Tisch zu stellen.

Bereits kurz nach der Hochzeit erkannte sie, dass er in ihrem Leben kaum eine Rolle spielte. Die unvermeidlichen Dinge geschahen, mehr gab es zwischen ihnen nicht. Tagsüber arbeitete er, abends ging er in die Wirtschaft, sonntags erledigte er die schwere Gartenarbeit. Andere Dinge waren ihm nicht wichtig. Zu sagen gab es nichts. Sein Schimpfen über den Haushalt, das Essen und das Geld, das sie seiner Meinung nach zum Fenster hinaus warf, drang schon lange nicht mehr zu ihr durch.

Dann kamen die Kinder.

Zusätzlich versorgte sie die Hühner und die Schweine, sie musste ihre Kuh melken und den großen Garten bewirtschaften. Keine Zeit mehr für Überflüssiges.

Bald blieb alle Arbeit für sie allein, der Krieg war ausgebrochen.

Ihr Kalender und die Zeitung, die die Nachbarn brachten, wenn sie ausgelesen war, bedeuteten ihre Verbindung zur Welt.

Jeden Tag sparte sie sich eine halbe Stunde ab; nichts ließ sie aus, las Lokales und Politisches und schuf sich ihre Vorstellungen der Geschehnisse. Danach zerschnitt sie mit großem Bedauern jede Zeitung zur weiteren Verwendung und trug einen Teil zu den Nachbarn zurück.

Die vergangenen Jahre waren nicht einfach gewesen, und die kommende Zeit würde es auch nicht werden. Ihre Männer hatten den Krieg ohne sichtbare Verletzungen überstanden. Die Frauen waren unabhängiger und stärker geworden. Kraft und Härte war alles gewesen, was zählte. Ihre Schwester hatte während des Krieges für den Hof Zwangsarbeiter zugeteilt bekommen. Aber nun, da genug Blut geflossen und genug Ehre verteidigt worden war, verschwanden diese heimwärts, um ihre Familien zu suchen.

Der Einzige, der blieb, war Jacques. Er arbeitete auf dem Hof und versteckte sich nicht mehr. Jetzt bekam auch Theda ihn häufiger zu sehen, wenn sie ihre Schwester besuchte. Eines Tages begegneten sie sich auf dem engen Flur. Theda sah ihn zum ersten Mal unvermittelt an. Sie war erstaunt über die Weichheit und Wärme in diesem ausgemergelten Gesicht. Lebenslust strahlte aus seinen Augen, und sie lächelte ihn unwillkürlich an.

Als sie am nächsten Sonntag nach der Kirche auf den Hof kam, saß er in der Sonne auf der Bank und zeichnete. Ein altes Stück Papier auf einem Holzbrett lag vor ihm und er zeichnete mit Kohlestückchen. Sie trat an ihn heran und war gefangen von der Stimmung, die das Bild ausstrahlte, und von der Kunstfertigkeit, mit der er die Zeichnung vollendete.

»Wunderschön!«, sagte sie und deutete auf das Bild. »Nicht schön!«, war seine Antwort, als er das Stückchen Papier umdrehte. Dann fing er an, den Hund zu zeichnen, konzentriert, präzise und sehr lebendig. »Für Dich!«, sagte er und hielt es ihr hin. Hastig steckte

sie es in ihre Tasche. Verlegen sahen sie sich an, dann drehte sie sich um und ging ins Haus.

Von da an sammelte sie alles an unbedrucktem Papier, was sie finden konnte. Viel gab es nicht, aber das Wenige steckte sie ihm bei ihren Besuchen zu. Er zeigte ihr neue Bilder, eines vollkommener als das andere. Sie liebte es, die Entstehung seiner Zeichnungen zu beobachten, bewunderte jeden Strich der Kohle. Bald schon konnte sie seine Ideen im Anfang erahnen und fühlte sich ihm nahe, wie sie es nie zuvor erlebt hatte. Stimmungen und Gefühle seiner Bilder trug sie in sich und mit jeder seiner Zeichnungen kamen sie sich näher.

»Mit so einem redet man doch nicht, was machst du da bloß?«, stellte ihre Schwester sie eines Tages zur Rede. Auch sprachen sich die Besuche auf dem Hof zu ihrem Mann herum. Eines Tages bestand er darauf, dass sie zu Hause blieb. Sie ging trotzdem.

Voller Angst und Zorn lösten sich ihre Tränen auf dem Weg zu ihrer Schwester. Jacques kam ihr entgegen. Sie setzten sich an den Wegesrand und schwiegen miteinander. Dann sagte er: »Schwer, ein Leben ohne verstehen. Ich bin traurig für Dich!« Er stand auf und setzte seinen Weg ins Dorf fort.

Sie dachte an ihre Arbeit, an ihr Haus, ihre Kinder und ihren Mann. Jacques verstand alles, obwohl sie nicht viel miteinander geredet hatten. Und sie begriff, dass diese Begegnung ihr Leben noch schwerer machen würde. Gewährte er ihr doch für kurze Zeit den Ausblick auf einen Traum, und ließ sie mutloser als je zuvor zurück.

Ihr Mann kam in der Nacht betrunken nach Hause, nahm sich sein Recht an ihr, und sie ließ es widerstandslos geschehen. Sie wollte keine Hoffnung mehr, keine Illusionen und mied den Hof.

Nach drei Tagen hielt sie es nicht mehr aus, stürmte dem Hof entgegen, doch Jacques war nicht mehr da. »Hat uns im Stich gelassen, wie all die anderen Kerle. Hat was dagelassen für Dich!«

Theda riss der Schwester das flache verschnürte Päckchen aus der Hand und rannte den halben Weg zurück, um es allein öffnen zu können.

Eine Kohlezeichnung von ihr, ein Abbild ihrer Verzweiflung und Traurigkeit. Sie hatte sich nie in ihrem Leben so verstanden und gleichzeitig so verlassen gefühlt. Auf der Rückseite hatte er ihr Lachen eingefangen.

»Du schaffst es!« stand darunter.

Schon bald beugten sich ihre Gefühle wieder dem Alltag. Nur hin und wieder erlaubte sie sich zu träumen mit ihrem Bild in der Hand. Im Traum sprach man Französisch, und sie verstand kein Wort. Nun aber, ein halbes Jahr später, beim Betrachten des alten Kalenderblattes, wusste sie, dass sie für kurze Zeit ihre Heimat gefunden hatte.

Silence is golden

Gabriele Heinrich

»Silence is golden, golden ...«, klingt es aus den Lautsprechern. Das Mädchen wiegt sich im Rhythmus der Musik. Auf der glitzernden Fläche flitzen die Autoskooter hin und her, jagen, umkreisen sich, stoßen gegeneinander. Jedes Mal gibt es ein Aufschreien und Gejuchze.

Er betrachtet sie verstohlen. Dann wird sein Blick abgelenkt vom Aufprall zweier Fahrzeuge. Leichtfüßig springt er auf das Hinterbrett eines vorbeifahrenden Wagens, fährt mit bis zu den beiden verkeilten, löst mit wenigen geschickten Drehungen des Lenkrads die Karambolage auf, lenkt das eine Auto herum und landet wieder auf der Umrandung.

Locker lehnt er sich an eine Stützsäule, blickt wieder zur gegenüberliegenden Seite.

Sie ist immer noch da.

Hübsch ist sie mit den langen blonden Haaren, dem Faltenrock und dem Sweater. Etwas ernst und wahrscheinlich viel zu jung, und, da macht er sich nichts vor, eine ganz andere Liga als die meisten Mädels, die hier herumhängen mit ihren hochtoupitierten Haaren, den Miniröcken und den rosa bemalten Lippen. Mädchen, die ihn und seine Kollegen anhimmeln, die es mögen, wenn man sie aus dem Zusammenstoß rettet, sie kreischen und kichern. Die anderen legen es deshalb häufig darauf an, die Mädchen in den Autoskootern zu rammen, um sich dann über sie zu lehnen, wenn sie festsitzen, um sie wieder lässig in die Runde zu lenken. Hinterher stehen sie auf der Umrandung, schnorren Zigaretten, lehnen sich dicht an. Und das Dröhnen der Fahrgeschäfte, der Musik, der lauten Durchsagen und das Geheul der Sirenen peitschen die Stimmung auf. Und das ein oder andere Pärchen verschwindet für eine Weile hinter den Zelten.

Er ist es leid! Alle fünf Tage eine andere Stadt, andere Menschen, eine andere Landschaft, andere Luft, und doch ist immer alles so gleich, so vorhersehbar.

Er hatte von Freiheit geträumt, von Reisen, von anderen Orten, von Menschen, Erlebnissen, Eindrücken. Das Angebot, mit den

Schaustellern zu fahren, kam da gerade recht. Gutes Geld für einen prima Job, so hatte er geglaubt. Hauptsache weg von dem verhassten Stiefvater, diesem Tyrannen, der ihm seine Vorstellungen, sein Leben aufdrücken wollte und noch den Gürtel zog, als er schon achtzehn war, und eine andere Meinung hatte als der Stiefvater.

Auf und davon wollte er gehen, immer auf Achse sein, das volle Leben auskosten und in jeder Hinsicht über die Stränge schlagen: Geld, Mädels, Alkohol – alles war plötzlich so einfach.

Doch der Job ist hart und gefährlich, vom Lohn bleibt nicht viel übrig. Der Boss fordert sie unermüdlich, und die Kumpel dulden es nicht, wenn man sich ausschließt, wenn man einfach einmal für sich sein will.

Wieder ist eine Runde auf der Bahn vorüber. Er läuft zwischen den Wagen umher und kassiert die Chips von den Fahrern. Erneut wirft er einen Blick zu ihr hinüber.

Ob sie sich überhaupt ansprechen lässt? Vorhin hat sie zweimal zu ihm hergeschaut, ganz sicher!

Die Fahrzeuge setzen sich mit dem Anschwellen der Musik in Bewegung. Locker auf einem Trittbrett stehend, lässt er sich bis zur Kasse fahren und liefert die Chips ab. Einen Moment bleibt er vor dem Kassenhäuschen stehen, atmet tief durch und dreht sich dann entschlossen um.

Das Gedränge auf der breiten, rund umlaufenden Holzplattform ist inzwischen dichter geworden. Aber, als ob eine unsichtbare Grenze sie umgibt, steht sie noch immer allein für sich. Er schiebt sich durch die Zuschauer, weiß nicht, wohin mit seinen Händen. Die mühsam anezogene Lässigkeit verlässt ihn. Was bildet er sich nur ein? Okay, viele Mädchen finden ihn süß oder toll, aber die dunklen Locken, die in die Stirn hängen, die Lederjacke, das ist doch nur Fassade. Berufsbekleidung! Mit einem Schausteller lässt sich kein Mädchen wirklich ein. Viele möchten nur ein wenig vom großen Kuchen »Abenteuer« naschen.

In dem Augenblick, als er nur noch zwei Schritte entfernt ist, dreht sie sich ihm zu und lächelt, ein kleines, fragendes, ernsthaftes Lächeln. Das macht ihm Mut.

Ein Schritt noch, dann schließt der unsichtbare Kreis sie beide ein. Der Lärm aus den Lautsprechern und Sirenen, die Musik, die Bässe, das Stimmenmeer, nichts dringt mehr zu ihnen durch.

»Ich bin Tom«, sagt er und weiß nicht, wieso das auf einmal ganz einfach ist. »Magst du mit mir gehen? Ich habe jetzt Pause und würde dich gern zu einem Getränk einladen.«

Sie nickt, nimmt seine ausgestreckte Hand, folgt ihm über den Rummelplatz bis zu einem Zelt, in dem man etwas essen und trinken kann. Auf gegenüberliegenden Bänken nehmen sie Platz. Über den Tisch hinweg halten sie einander an beiden Händen, sehen sich an, fangen an zu reden, erzählen voneinander, von Gedanken, Wünschen, Gefühlen, von ihrem Alltag, ihrem Leben, ihren Hoffnungen. Sie verstehen einander, hören einander zu. Es gibt nichts Fremdes zwischen ihnen, eher eine tiefe Vertrautheit.

»Morgen Nachmittag, am Familientag, habe ich frei bis 18 Uhr. Kannst du wiederkommen?« Er wünscht es sich so sehr.

Wieder nickt sie nur, steht vor ihm, ganz dicht. »Bis morgen, Tom!« Wie sie es sagt, darin liegen Frage und Antwort, Wunsch und Versprechen dicht beieinander. Er muss sie einfach umarmen. Dann hastet er zu den Autoskootern zurück. »Jenny«, summt er vor sich hin, »Jenny und ›Silence is golden, golden ...‹«

Jennifer ist eine Insel. Die Menschenströme fließen um sie herum. Auf den ersten Blick wirkt sie unnahbar. Ein Eindruck, der sofort verschwindet, wenn sie lächelt mit ihren warmen, tiefbraunen Augen, die einiges gesehen haben, die vieles erzählen könnten und noch mehr verschweigen. Jennifer geht nicht auf Jahrmärkte. In ihrem Leben gibt es keinen Platz dafür. Dann aber hat sie ihrer Enkeltochter Emma das Versprechen gegeben, sie und ihre Freundin Jule einen Nachmittag dorthin zu begleiten.

Deshalb tritt sie nun von Fahrgeschäften zu Losbuden, von Ständen mit Liebesäpfeln und gebrannten Mandeln zu Waffelbäckereien, von Karussells zur Achterbahn. Gerade verfahren die Kinder ihre Hully-Gully-Chips, Jennifer hat sich wenige Meter von den Lautsprecherboxen zurückgezogen, da klingt durch das Dröhnen der lauten Ansagen ein Oldie zu ihr herüber: »Silence is golden, golden ...« Wie im Traum dreht sie sich um, sieht die Autoskooter, geht darauf zu, sieht zwei junge Menschen, die sich an den Händen halten, einan-

der zugewandt, als wären sie allein auf der Welt – ein junger Mann mit dunklen Locken in einer schwarzen Lederjacke und ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, mit langen Haaren, im knielangen Rock, einfacher Strickjacke und flachen Slippers.

»Tom!«, ruft Jennifer in die laute Menge, dann noch einmal leiser:
»Tom?!«

Mit aller Macht kommt die Erinnerung an drei wunderschöne Tage voller Verliebtheit und Vertrautheit zurück. An Tom, dem sie so schnell Adieu sagen musste, der weiterzog mit den Schaustellern, der sagte: »Vergiss mich nicht! Nächstes Jahr sind wir wieder hier. Ich schreib dir, ganz bestimmt!«

Und sie erinnert sich an das Gefühl der Sehnsucht und des übermächtigen Wunsches mitgehen zu können, einfach aus der Enge des Elternhauses zu entfliehen.

Tom kam nicht wieder. Eine Karte erreichte sie, weitere fand sie im Schreibtisch des Vaters nach dessen Tod. Sie hat Tom nie wieder gesehen, ihn fast vergessen. Vergessen das andere Leben, das sie sich zusammen ausgemalt hatten.

»Oma! Jenny!«, ruft eine Kinderstimme. Jennifer dreht sich um. »Was machst du hier? Wir haben dich überall gesucht!« »Ach, ich hab mich ein wenig umgesehen«, antwortet sie und muss sich räuspern, weil sie und ihre Stimme gerade ganz woanders waren.

»Können wir jetzt weitergehen?«, fragt Emma. »Ja, wenn ihr möchtet«, sagt Jennifer zögernd und blickt noch einmal über ihre Schulter. Aber da ist kein junges Paar, keine Jenny, kein Tom, auch keine Autoskooter. Nur die Musik der Tremeloes dringt von irgendwoher über den Platz: »Silence is golden, but my eyes still see ...«

Onkel Adens Stube

Désirée Warntjen

Nachts verwandelte sich das Sofa in ein Bett, doch am Tag war der Raum eine kleine Wohnstube, mit einem Tisch, zwei Stühlen und einem Schrank, hinter dessen schmalen Türen all das lag, was Friedrich Aden besaß. Auch die längliche Schachtel mit dem zusammenklappbaren Weihnachtsbäumchen.

Die Schachtel holte er in jedem Jahr am 23. Dezember hervor. Friedrich Aden hatte keine Familie, jedenfalls niemanden, der mit ihm verwandt war und sich zugleich um ihn kümmerte. Seine Familie, das waren die Fremden, die vor mehreren Jahren das Haus gekauft und bezogen hatten. Die Vorbesitzerin hatte Friedrich Aden lebenslanges Wohnrecht für die Stube und eine winzige danebenliegende Kammer eingeräumt mit einer Spülküche, in der Friedrich Aden sich auch wusch. Die neuen Eigentümer hatten sein Wohnrecht mit übernommen und man lebte nebeneinander her und immer häufiger auch miteinander.

Als Cora auf der Welt war, nannten ihn die Fremden ›Onkel Aden‹ und hörten auf, Fremde zu sein. Im Sommer senste Onkel Aden das Gras im Garten und hielt ein Schaf, auf das die kleine Cora mit staksigen Babyschritten zulief, sobald sie es sah.

In den ersten Jahren bereitete Onkel Aden sich noch selbst sein Essen zu, bis die Mutter meinte, dass es doch viel einfacher wäre, wenn er von ihrem Mittagessen etwas abbekäme.

An den Wochentagen half Onkel Aden den Friedhofsgärtnern oder kleidete sich in seinen alten schwarzen Anzug, um Särge zu tragen. Sonnabends fuhr er auf seinem alten Holland-Fahrrad zu seiner Bekannten aufs Land. Coras Eltern nannten die Frau ›Onkel Adens Verlobte‹, aber nur, wenn sie unter sich waren. Gegenüber Onkel Aden sprachen sie von ›Frau Lücken‹, und als Cora älter war, glaubte sie auch nicht, dass Onkel Aden und Frau Lücken tatsächlich verlobt waren. Aber ›Verlobte‹ klang viel gemütlicher als ›Frau Lücken‹.

Die Familie bewohnte das Haupthaus, das durch seine vielen kleinen Räume größer schien, als es eigentlich war.

Onkel Adens bescheidenes Reich befand sich im Anbau, einem früheren Stall für landwirtschaftlichen Nebenerwerb, der nun aufgeteilt war in eine Garage, Onkel Adens Stube und Küchenkammer, eine Toilette, die Onkel Aden mitbenutzte, ein Badezimmer für die Familie, einen Heizungsraum, in dem Coras Mutter auch eine Wäschemangel aufgestellt hatte, und einen Raum, in dem allein eine halbhoch gemauerte Schweinebox noch an die Zeit der Viehhaltung erinnerte.

Ein schmaler Flur verlief mittig durch den Anbau und führte zum Nebeneingang und zur Küchentür des Haupthauses, die meistens offenstand, damit Onkel Aden sich nicht abgeschnitten fühlte.

Durch die Küchentür hindurch führten Coras Mutter und Onkel Aden mehrmals am Tag Gespräche, über Gott und die Welt und die Neuigkeiten, die die Kleinstadt bot. War die Küchentür geschlossen, wusste Cora, dass beide sich uneinig gewesen waren »über das verdrehte Zeug, das Onkel Aden da erzählt hatte«. Es dauerte nie lange, bis sie wieder offen stand. Coras Mutter und Onkel Aden lag es nicht, nachtragend zu sein.

In der ersten Klasse hatte Cora einen kurzen Schulweg. Häufig begegnete sie Onkel Aden, wenn sie nach Hause ging. Er befestigte ihren Ranzen auf dem Gepäckträger und setzte sie vor sich auf die Herrenstange. Ein Teil der Strecke war abschüssig und Onkel Aden vermeldete ihr jedes Mal stolz, ab wann er erst wieder in die Pedale treten musste. Auf der Fahrradleuchte spiegelten sich die Baumreihen rechts und links, wenn sie die Allee kurz vor dem Haus erreicht hatten.

Onkel Aden nannte Cora oft »Maria von Jever«. So hatte die letzte Herrscherin des Jeverlandes geheißen. »Maria von Jever, tritt nicht in die Petersilie!« war einer seiner Lieblingssätze.

»Maria von Jever, komm doch mal her«, rief er an jedem 23. Dezember. Dann ging Cora den Flur hinunter und schaute in Onkel Adens Stube, in der das Bäumchen, mit winzigen elektrischen Lichtern erleuchtet, auf dem Tisch stand. Daneben hatte Onkel Aden zwei Tassen, gefüllt mit Tee, gestellt und Cora setzte sich auf das Sofa, während Onkel Aden seinen Geigenkasten von der obersten Borte seines Schrankes nahm und öffnete. Zuerst strich er die Pferdehaare des Bogens mit Kolophonium ein, dann stimmte er die Saiten.

Noch Jahrzehnte später würde Cora beim Einstimmen der Instrumente vor Orchester-Konzerten an Onkel Aden und seine weihnachtliche Stube denken.

Dann spielte Onkel Aden Weihnachtslieder, frei und ohne Notenblätter. Sie mitzusingen wäre Cora niemals in den Sinn gekommen, sie konzentrierte sich ganz auf das Geigenspiel. »O Tannenbaum«, »Ihr Kinderlein kommet«, »Schneeflöckchen Weißröckchen«, »Alle Jahre wieder«, »Kling Glöckchen«, »Stille Nacht« und »O du fröhliche« spielte Onkel Aden. Dann legte er die Geige zurück in den Kasten, lockerte das Bogenhaar, steckte den Bogen in die Halter, schloss den Kasten und legte ihn zurück auf die Borte, wo er wieder ein Jahr ruhen würde. Onkel Aden spielte nur einmal im Jahr Geige und nur für Cora.

An einem kalten Sonntagmorgen im Februar wurde Cora in aller Frühe geweckt. »Komm mit zu Onkel Aden, ihm geht es nicht gut«, sagte ihre Mutter und sah verweint aus.

Mit Schlafanzügen und Nachthemden bekleidet stand die ganze Familie um Onkel Adens Bett herum. Cora sah Onkel Aden zum ersten Mal in ihrem Leben im Bett liegen, sein Gesicht war so weiß, wie die Bettwäsche. Er sagte kaum etwas, ganz still lag er inmitten der Kissen. Als der Notarzt mit dem Krankenwagen eintraf, musste Cora die Stube verlassen. Am nächsten Tag war Onkel Aden gestorben. Es vergingen mehrere Wochen, das Frühjahr brach an und Coras Mutter entschloss sich, mit dem Ausräumen von Onkel Adens Schrank und Küche zu beginnen. Als sie den Geigenkasten aus dem Schrank nahm, lag obenauf ein Zettel mit zwei Worten: »Für Cora«. Zum ersten Mal in ihrem siebenjährigen Leben musste Cora vor Rührung weinen.

Im Sommer begann sie, Geigenunterricht zu nehmen. Zu Hause übte sie immer in Onkel Adens Stube, arbeitete sich angestrengt durch Etüden und stieß mit dem Geigenbogen häufig gegen die tiefhängende Lampe.

Im Herbst bekamen Coras Eltern Besuch von zwei Frauen, die sich als Onkel Adens Schwestern vorstellten. Die Eltern hatten sie noch nie zuvor gesehen, auch nicht bei der Trauerfeier. Beim Tee versprachen die Schwestern, Cora eine Lauf- und Sprechpuppe mitzubringen, wenn sie das nächste Mal wiederkämen. Ob es was

zu erben gäbe, wollten sie von den Eltern wissen und Coras Mutter zeigte ihnen Onkel Adens Stube und die Küche. Die Schwestern blieben im Türrahmen stehen, traten keinen Schritt in den Raum, in dem ihr Bruder viele Jahre seines Lebens verbracht hatte. Die Puppe hat Cora nicht bekommen, denn die Schwestern kamen nie wieder. Heute gibt es das Haus nicht mehr. Irgendwann zog die Familie aus und einige Jahre darauf wurde es abgerissen.

Doch Onkel Adens Stube gibt es noch.

Jedes Mal sieht Cora sie vor sich, mit bunten Lichtlein und dampfenden Teetassen, wenn sie das Stimmen einer Geige vernimmt.

Spiegelbild 1980

Christa Bruns

Der Vater liegt auf dem Sofa und schläft, die Mutter näht den Saum eines Kinderkleides an, Frauke spielt auf dem Teppich mit ihren Puppen, Fenna liest. Sie hat sich aus der Schulbücherei ein neues Mädchenbuch mitgebracht. Wenn Fenna mit den Eltern und ihrer Schwester im Wohnzimmer zusammensitzt, was nicht oft vorkommt, bleibt neben dem Vertiefen in das Buch, neben dem Abtauchen in eine andere Welt eine gewisse Wachsamkeit, eine Bereitschaft, sich jederzeit auf »Gefahr« einzustellen. Über dem Sofa tickt leise die alte Wanduhr.

Draußen wird es immer dunkler und Mutter schaltet eine Leselampe ein, weil das Deckenlicht Vater stören würde. Das ganze Zimmer erscheint in den großen Fenstertüren wie in einem Spiegel, geheimnisvoll und prächtig. Die Lampe verströmt ein sanftes, mildes Licht, die Konturen der Möbel wirken verschwommen, die Kratzer im Holz sind unsichtbar. Ein Bild wie aus einem alten Film. Beinahe so, wie sie sich in Geschichten hineinbegeben kann, vertieft sich Fenna in das Spiegelbild. Mutter könnte eine fremde Frau sein, ihr Kopf mit dem aufgesteckten Haar ist der einer Dame aus einem Scherenschnitt, ihre Falten sind nicht zu sehen, nicht ihre rauen Arbeitshände und der oft mürrische, verdrossene Blick. Fennas eigenes Bild in den spiegelnden Scheiben kommt ihr vor wie das Bild eines unbekanntes, glücklichen Mädchens, das ein Buch in den Händen hält, mit dem es beschäftigt ist, sorglos und leicht. Frauke, die ihre Puppen an- und auszieht und dabei leise mit ihnen spricht, scheint selber ein Püppchen zu sein, einer besseren, schöneren Wirklichkeit entsprungen.

Wenn sich Fenna ein Stückchen vorbeugt auf ihrem Platz, sieht sie das Sofa mit dem schlafenden Vater gespiegelt. Sie stellt sich vor, er wäre ein vornehmer, freundlicher Herr, der respektvoll mit seiner Frau und liebevoll mit den Kindern spräche, der geachtet wäre bei seiner Arbeit und in der Nachbarschaft. Sein Spiegelbild in den glänzenden Scheiben zeigt nur undeutlich sein Gesicht über der Wolldecke, der dunkle Haarschopf mit den grauen Strähnen ist ein Schatten, er

bewegt sich nicht. Fenna denkt, dass sie ihn doch immer noch ein bisschen mag, wenn er schläft. Das Zimmer im Spiegel ist behaglich und still, dort kann man ausruhen und die Gedanken laufen lassen. Nach einer Weile liest Fenna weiter in ihrem Buch, bis die Wanduhr schlägt und die Mutter das Nähzeug beiseite räumt. Sie macht Platz für das Abendbrot, das sonntags hier im Wohnzimmer eingenommen wird. Vater setzt sich langsam auf und streckt sich, die Mutter geht zum Fenster und zieht sorgsam die Vorhänge zu, bevor sie für Vater unaufgefordert Flasche und Schnapsglas aus dem Schrank nimmt und ihm beides auf den Tisch stellt.

Im Spiegel 2015

Fenna ist bei der Arbeit. Im Flur des Fitnessstudios tönt gedämpfte Musik aus dem Bewegungs- und Tanztherapieraum. In ein paar Minuten wird ihre Kollegin die Rückenschule beenden, aufräumen, lüften und sich verabschieden. Jetzt hat Fenna den kleinen Saal mit der Spiegelwand für sich. Ihre Gruppe fängt erst ein einer guten halben Stunde an. Im Umkleideraum für Mitarbeiter zieht sie sich um und schlüpft in die Gymnastikschuhe. Sie hört die Kursteilnehmerinnen gehen, wechselt ein paar Worte mit der Kollegin und beginnt vor der Spiegelwand mit ihren Dehnungen zum Warmwerden. Sie hat eine Mozart-CD aufgelegt, konzentriert macht sie vor dem großen Spiegel ihre Übungen. Das Licht im Raum ist hell, fast zu hell. Unbarmherzig ist jedes Detail wahrzunehmen, der Wandanstrich, der dringend einmal erneuert werden müsste, die schäbigen Holzbänke an der gegenüberliegenden Wand, ihre eigene Haltung, die Linien in ihrem Gesicht, die steile Falte auf der Stirn, die ersten grauen Haare in ihrem langen schwarzen Zopf. Sie ist sehr schlank, hat eine mädchenhafte Figur. Ihr Körper ist gut durchtrainiert, ein Verdienst ihres Berufes als Tanztherapeutin. Sie ist jetzt 35 Jahre alt. Sie hätte gerne ein Kind.

Später am Abend kommt Johann wie verabredet, um sie abzuholen. Er stellt sich vor den Spiegel, streicht sich über seinen Dreitagebart und zieht kaugummikauend Grimassen, während Fenna noch Fragen

beantwortet und sich von den Frauen ihrer Gruppe verabschiedet. Sie stellt sich neben Johann, der meint, sie wären ein schönes Paar. Fenna runzelt die Stirn. Im Spiegel haben seine Augen wieder einen auffälligen Glanz. Außerdem hat er eine Bierfahne. Sie mag das nicht. Genau darüber wird sie mit ihm reden müssen. Sie starrt in den Spiegel, steht einen Augenblick reglos da, dann nickt sie sich selber energisch zu. Ja, sie wird mit ihm reden. Heute Abend noch. Jetzt sofort.